

„Schwäbisches“ um W. A. Mozart

Von Hermann Mall

Man sagt uns Schwaben gerne nach, daß wir wohl große Philosophen und Dichter hervorgebracht haben, aber keine Musiker. Es ist richtig, mit den Meistern der Tonkunst, die zum Beispiel aus dem sächsisch-thüringischen Raum stammen, können sich unsre Schwabenmusiker nicht messen. Aber allzu bescheiden brauchen wir uns nicht im Hintergrund zu halten, denn unser „Schwabenländle“ hat seinen musikalischen Reichtum auf dem Gebiet des Volkslieds, das weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlands hinaus bekannt wurde und überall geliebt wird. Wenn am 27. Januar dieses Jahres die ganze musikalische Welt den 200. Geburtstag Mozarts feiert, so wollen wir Schwaben uns bei dieser Gelegenheit zum Wort melden und allen sagen, die es noch nicht wissen sollten, daß Mozart zu einem gut Teil schwäbischer Abstammung war. Sein Vater, Leopold Mozart, ist am 14. November 1719 als Sohn eines ehrsamten Buchbindermeisters in der schwäbischen Stadt * *Augsburg* geboren. Von den drei Brüdern war er der einzige, der sich vom Buchbinderberuf lossagte und einen geistigen Beruf ergriff. Vom Jahre 1737 ab studierte er „Logik“ an der Universität Salzburg. Dieses Studium scheint für ihn nicht besonders anziehend gewesen zu sein, finden wir ihn doch im Jahr 1743 als Violinist in der fürstbischöflichen Kapelle, deren stellvertretender Kapellmeister er vom Jahre 1763 ab wurde. Im November 1747 heiratete Leopold Mozart Maria Anna Pertl, die Tochter des Pflegekommissars Nikolaus Pertl aus St. Gilgen. Von den sieben Kindern, die aus der Ehe hervorgingen, blieben nur zwei am Leben, *Maria Anna* (das berühmte „Nanerl“) und der um fünf Jahre jüngere Bruder *Wolfgang Amadäus*, der am 27. Januar 1756 in Salzburg geboren wurde.

Den Frohsinn und den guten Humor empfangt Mozart als unschätzbares Erbe seiner Mutter. Das Geisteserbe, das er von seinem Vater übernahm, war von besinnlicher Art. Es war vor allen Dingen jene Gründlichkeit und Nachdenklichkeit, gepaart mit jener Zielstrebigkeit, die einen echten Schwaben kennzeichnet. Der Schwabe Mozart weiß was er will, er gibt sich aber auch alle Mühe und wendet allen Fleiß auf, sein vorgestecktes Ziel zu erreichen. Darüber sagt er selbst einmal: „Überhaupt irrt man, wenn man denkt, daß mir meine Kunst so leicht geworden ist. Niemand hat so viel Mühe auf das Studium der Komposition verwendet als ich. Es gibt nicht leicht einen berühmten Meister in der Musik, den ich nicht fleißig, oft mehrmals durchstudiert hätte.“

* Dort und im ganzen süddeutschen Raum ist der Name Mozart mit all seinen Spielarten, Motzet, Mozet, Mozer u. a. schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nachzuweisen. Auch die Stadt Ravensburg beherbergte, laut Eintrag im Stadtarchiv, schon 1591 einen Uhrmacher Hieronymus Mozart, der von Augsburg zunächst nach Leutkirch und später nach Ravensburg übersiedelte.

Auch Mozarts ungemein scharfe Beobachtungsgabe ist schwäbisches Erbe. Schon als Kind hatte er einen überaus scharfen Blick für Menschen und Dinge. Und mit welcher Sicherheit er alle Mängel sofort erkennt und bloßstellt, oft mit beißendem Humor, davon ließen sich eine Reihe Beispiele erzählen. Von den vielen nur zwei: Während seines Aufenthalts in Neapel kommt er mit dem König und der Königin zusammen. Er berichtet darüber seiner Schwester, dem fünf Jahre älteren Nanerl: „Der König ist grob neapolitanisch auferzogen und steht in der Oper allezeit auf einem Schemerl, damit er ein Bissl größer als die Königin scheint. Die Königin ist schön und höflich, indem sie mich gewiß sechs mal im Molo auf das freundlichste begrüßt hat.“

Oder wie trefflich zeichnet er nach seinem Besuch in Augsburg einen Augsburger Bürger, wenn er von ihm sagt: „Das ist ein ganz nobler Mann. Er setzt alle Wörter auf Stelzen und macht gemeinlich das Maul eher auf, als er nur weiß, was er sagen will. Manchmal fällt es auch zu, ohne etwas zu tun gehabt zu haben.“

Mit dieser ungeschminkten Ehrlichkeit und seiner scharfen Zunge hat sich der Meister freilich nicht wenig Feinde gemacht. Aber gerade diese scharfe Beobachtungsgabe – ein echt schwäbisches Gewächs – wurde ihm zu einer guten Grundlage für die dramatische Charakterisierungskunst, die in seinen Bühnenwerken zutage tritt.

Wir würden der „schwäbischen“ Seite Mozarts nicht gerecht, wenn wir nicht auch seine Gutmütigkeit erwähnen würden, die seine Schwester Nanerl einmal so wunderbar ausdrückt, als sie das Wesen des Bruders mit dem Begriff „Kind“ zu umfassen versuchte. Wir Schwaben sagen von so einem gearteten Menschen: „Er ist ein guter Kerle“. Diese Bezeichnung würde auch für Mozart passen. Allerdings mußte er, der allen Menschen so offen und vertrauensselig entgegentrat, auch manches Lehrgeld bezahlen. Mozart ist durchaus nicht der ewig sorglose und fröhliche Götterliebhaber gewesen, den viele gerne aus ihm machen. Man vergißt über dem lebensfrohen Österreicher in ihm (dieses Erbe hat er ja von *seiner Mutter*) nur zu oft die andere Seite seines Wesens, die grüblerische und tief pessimistische, die ganz schwäbisches Erbe ist. Seine g-moll-Symphonie ist Zeuge dieses Charakterzuges. Wäre Mozart jener leichtfertige Charakter gewesen, wie er so häufig dargestellt wird, so hätte er nicht jene geläuterte und gefestigte Anschauung über den Tod gehabt, die er in einem Brief an seinen kranken Vater kund tut:

„Da der Tod der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freund des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes! Und ich danke meinem Gott, daß er mir

das Glück gegönnt hat, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den andern Tag nicht mehr sein werde, und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgang mürrisch und traurig wäre – und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer, und wünsche sie von Herzen jedem meiner Mitmenschen.“

Auch die musikalische Erziehung des jungen Mozart von Seiten seines Vaters war recht schwäbisch gründlich.

Kaum hat der Vater die ungemein musikalische Begabung seines Sohnes festgestellt, so nimmt er sie schon in seine Führung und hegt sie mit echt schwäbischer Sorgfalt. Er schreibt für seine beiden Kinder eine eigene Klavierschule zusammen. Neben Stücken norddeutscher Meister spielt in der frühesten musikalischen Erziehung Mozarts das schwäbische Musiziergut eine große Rolle. Der kleine Wolfgang übte schon früh seine kleinen Finger am Klavier mit schwäbischen Tänzen und Liedern. Dieser Melodienschatz hat ihn für sein ganzes Leben begleitet. Die Quellen, aus denen der Vater seine Stücke für den Unterricht herausholte, waren die Lieder und Quodlibets des Augsburger Mönches, Valentin Rathgeber, die wir unter dem Namen „Augsburger Tafelkonfekt“ kennen, einer Sammlung aus dem Jahr 1733. Derselbe Geist, nur in etwas primitiverer Art, weht uns entgegen aus der anderen Quelle, der sogenannten „Ostracher Liederhandschrift“. Dort finden wir uraltes Volksgut, ganz primitive Bauern- und Schwabentänze und allerlei Trompetenstücklein.

Daß diese schwäbischen Lieder und Tänze, die er in seiner Jugend kennen lernte, bei dem jungen Mozart ein williges Ohr fanden, beweisen seine eigenen Schöpfungen, in denen immer wieder Anklänge auftauchen an Melodien aus dem schwäbischen Musiziergut. Ein guter Beleg dafür ist ein Orchesterstück, das der zehnjährige Mozart schrieb in Haag (Holland) auf der Rückreise von London. Es trägt den seltsamen Titel „Galimathias musicum“ und ist eine Art Quodlibet, bestehend aus originalen und nachgebildeten schwäbischen Volksliedern und Tänzen. Sogar eine Dorfmusik zieht auf. Es ist reizvoll, wie Mozart in diesem Stück den Holländern so richtig „schwäbisch“ kommt. Erst am Schluß des Stückes macht er ihnen eine höfliche Verbeugung, indem er mit einer feierlichen Fuge über ihr Nationallied (Wilhelmus v. Nassauen) das witzige Stück abschließt.

Ein klassisches Beispiel für Mozarts Schwabentum ist das Thema seiner berühmten A-Dur-Sonate, die er 1778 in Paris geschrieben hat. Das Thema erscheint zuerst in einem Menuett einer G-Dur-Sonate des achtjährigen Mozart, dann im Andante einer Sinfonie aus dem Jahre 1770. Das Thema stammt aus der Ostracher Liederhandschrift, es ist die Melodie eines schwäbischen Liebesliedchens: „Freu dich mein Herz, denk an kein Schmerz.“

Noch einige weitere Beweisstücke seien angeführt: In einem seiner schönsten Divertimenti (Köchel 287) hat

Mozart dem letzten Satz das Thema gegeben aus dem schwäbischen Volkslied: „D'Bäure hat d'Katz verlor.“

Oder in einem anderen Divertimento (Köchel 252) hören wir eine Weise aus dem Augsburger Tafelkonfekt „Die Katze läßt das Mäusen nicht“, die schon Joh. Seb. Bach in seiner Kaffeekantate und später Haydn benützt hat. Hören wir seine B-Dur-Tänze (Köchel 606), ebenso das Glöckchenlied aus der „Zauberflöte“. Sind das nicht echte schwäbische Bauerntänze? Auch der Text zur „Zauberflöte“ geht im wesentlichen zurück auf Wielands „Oberon“ und dessen Märchensammlung „Dschinnistan“, die Mozart in einer Reutlinger Auflage von 1781 besaß.

Nun interessiert uns noch die Frage: *Ist Mozart als Schwabe auch einmal ins Schwabenland gekommen?*

Darüber geben uns die Reisetagebücher Leopold Mozarts guten Aufschluß. Auf der Reise nach Paris und London (1763–66) berührte Leopold Mozart mit seinen beiden Kindern Augsburg. Er konnte es kaum erwarten, seinen Landsleuten „sein Weltwunder“ vor Augen zu führen. Allein, man wollte nicht viel von ihm wissen, der wirtschaftliche Erfolg dreier Konzerte entsprach nicht den Erwartungen. Am 6. Juli 1763 wurde die Weiterreise angetreten. In Ulm, „dem abscheulichen, altväterlichen und abgeschmackt gebauten Orte“, wurde das Münster mit der großen Orgel besichtigt.

Über Plochingen und Cannstatt ging die Fahrt nun weiter nach Ludwigsburg, der Residenz des württembergischen Herzogs Karl Eugen, wo man am 9. Juli eintraf. Zu gern hätte der Vater auch hier seine Wunderkinder dem Hof vorgeführt, allein hier hatte der italienische Musiker Jiomelli das Wort, und ein deutscher Musiker konnte deshalb nicht beikommen. Interessant ist, was Leopold Mozart über das Leben und Treiben in der damaligen württembergischen Residenzstadt Ludwigsburg berichtet: „Wenn Sie ausspeien, so speien Sie einem Offizier in die Tasche oder einem Soldaten in die Patronentasche. Sie hören ohne Unterlaß auf der Gasse nichts als: Halt! Marsch! Schwenkt euch! Sie sehen nichts als Waffen, Trommeln und Kriegsgerät. Vor dem Eingang des Schlosses stehen zwei Grenadiere und zwei Dragoner zu Pferd, die Grenadiermützen auf dem Kopf und einen Kürass auf auf der Brust, in der Hand aber den bloßen Säbel. Wenn ich zum Fenster stand, so glaubte ich nichts als Soldaten zu sehen, die bereit wären, eine Person auf einer Komödie oder Opera vorzustellen. Alle Leute sind haargleich und täglich, nicht in Wuckeln frisiert, sondern wie der erste petit-Maitre in viele Locken vom Kopf weg gekämmt und schneeweiß eingepudert, die Bärte aber kohlschwarz geschmiert.“

Trotz dieser scharfen Kritik hat es aber den Dreien im Schwabenland offenbar doch gut gefallen, denn Leopold schreibt in seinem Reisetagebuch weiter:

„Doch kann ich nicht umhin zu sagen, daß Württemberg das schönste Land ist. Von Geislingen an bis Ludwigsburg sieht man nichts anderes als rechts und links zu gleicher Zeit Wasser, Wälder, Felder, Gärten und Weinberge auf das Schönste vermischt.“

Auf der Rückreise von Paris (im Spätherbst 1766) über die Schweiz kam Leopold mit seinen zwei Kindern nach *Donaueschingen*, wo der Fürst von Fürstenberg sie erwartete. Während des zwölfwägigen Aufenthalts wurde an neun Tagen von 5 bis 9 Uhr abends musiziert, wo sie jederzeit „etwas Besonderes“ aufführten. Reich beschenkt entließ sie der Fürst, durch den Abschied zu Tränen geführt. In jenen Tagen hat Mozart mit dem Fürstenbergischen Kammerdiener *Sebastian Winter*, dem „Gesellschafter seiner Jugend“, wie er ihn in einem Brief nennt, gute Freundschaft geschlossen. Dieser verdanken wir den glücklichen Umstand, daß die Fürstenbergische Bibliothek in *Donaueschingen* von sechs Werken Mozarts die Kopien von Einzelstimmen beherbergt.

Die nächste Station auf der Heimfahrt war Biberach. Dort fand am 5. November 1766 der berühmte Orgelwettbewerb statt zwischen dem zehnjährigen Mozart und dem zwei Jahre älteren musikalischen Wunderkind, *Sixtus Bachmann*. Der schwäbische Musikschriftsteller *Johann Friedrich Christmann* berichtete darüber: „Jeder tat sein Äußerstes, um dem andern den Vorzug streitig zu machen und für Beide fiel der angestellte Wettstreit sehr rühmlich aus.“

Die neuesten musikwissenschaftlichen Untersuchungen versuchen allerdings nachzuweisen, daß dieser Wettstreit nicht in der freien Reichsstadt Biberach a. R. stattgefunden habe, sondern in Marktbiberach, dem Wallfahrtsdorf in der Nähe Augsburgs.

Eigenartig berührt es uns jedenfalls, daß Mozart, wenn er in Biberach a. R. gewesen wäre, nicht den Dichter *Christoph Martin Wieland* kennen gelernt hätte. Wieland war damals noch ehrsamer Stadtschreiber seiner Heimatstadt Biberach und der künstlerische Berater seines Freundes, des Grafen von Stadion auf Schloß Warthausen. (Das erste persönliche Treffen zwischen Mozart und Wieland fand erst im Jahre 1777 in Mannheim statt, wo sich damals Mozart auf seiner zweiten Pariser Reise mit seiner Mutter längere Zeit aufhielt.) Ein solch musikalisches Ereignis hätte sich Wieland, der große Musikenthusiast, nicht entgehen lassen. Ferner ist es undenkbar, daß man den ortsfremden *Sixtus Bachmann* zum Wettstreit geholt hätte, nachdem doch Biberach in seinen eigenen Mauern ein musikalisches Wunderkind beherbergte, den damals vierzehnjährigen *Justinus Heinrich Knecht*.

Auf seiner zweiten großen Konzertreise nach Paris, die er 1777 in Begleitung seiner Mutter antritt, machte Mozart einen zweiten Besuch im schwäbischen Augsburg. Mit vielen Nöten gelang es, am 22. Oktober ein öffentliches Konzert zustande zu bringen. Es brachte dem jungen Meister viel äußere Ehren, aber nur dürftigen Reingewinn. Das bekannte Sprichwort: „Kein Prophet ist angenehm in seiner Vaterstadt!“ könnte auch auf ihn angewendet werden. Unbedeutende Menschen glaubten an Mozart ihre Spottsucht erproben zu können. Dies hat ihn tief verletzt. Er schrieb damals an seinen Vater: „Ich hätte mein Lebtag nicht geglaubt, daß, da doch Augsburg die Vaterstadt meines Papas ist, man hier seinen Sohn so

affrontieren würde. Das kann ich sagen, wenn nicht ein so braver Vetter und so ein „liebs Bäsle“ da wäre, so reute es mich soviel ich Haare auf dem Kopf habe, daß ich nach Augsburg bin.“

Dieses Augsburger „Schwabenbäsle“, *Maria Anna Mozart*, 19 Jahre alt und allzeit lustig und guter Dinge, war ihm in jenen Tagen eine gute Freundin und hat ihm auch in den nächsten Jahren über manche schwere Stunde hinwegzusehen geholfen. Aus den Briefen, die beide wechselten, spricht der harmlos vergnügte Geist des Vogelfängers der „Zauberflöte“ und seines gefiederten Weibchens. Später wurden Mozarts Beziehungen zur väterlichen Stammesheimat allmählich sehr lose. Doch als der Meister im Jahre 1791 stirbt, zählt das Schwabenland schon eine kleine Mozartgemeinde. An der Spitze der schwäbischen Mozartianer stand kein Geringerer als der Dichter *Eduard Mörike* und sein Freundeskreis. Der musikalische Führer dieses Kreises war der schwäbische Liederkomponist *Ernst Friedrich Kaufmann*. Auf dieser Mozartbegeisterung des Mörikekreises erwuchs eine der schönsten Novellen der Weltliteratur „Mozarts Reise nach Prag“.

Es würde meinen Ausführungen etwas fehlen, wenn ich nicht noch erwähnen würde, daß Mozart einst einen Flügel besessen hat, der aus der Werkstatt eines schwäbischen Instrumentenbauers stammt. Noch ehe im Bombenkrieg des zweiten Weltkriegs das Geburtshaus *Wolfgang Amadeus Mozarts* in Salzburg zerstört wurde, konnten die Besucher im Geburtszimmer Mozarts das Instrument betrachten. Es war ein „äußerst schlichtes, schlankes, edelgeformtes Instrument, mit rötlich getöntem Gehäuse in deutschem Nußbaum auf fünf einfachen Vierkantfüßen“. Sein Erbauer war der Schwabe *Anton Walter*, geboren am 5. Februar 1752 in Neuhausen auf den Fildern. Dessen Vater war dort Schreiner und zugleich Mesner und Organist. *Anton Walter*, „königlicher und kaiserlicher Hof- und bürgerlicher Orgel- und Instrumentenmacher“ in Wien, starb dort am 11. April 1826 und hinterließ seiner einzigen Tochter *Antonia* ein ansehnliches Vermögen.

Wenn auch die schwäbischen Züge in Mozarts Musik nur ein Teil von vielen anderen sind, so dürfen wir sie doch nicht gering schätzen. Sie waren für ihn ein heilsames Gegengewicht gegen jene Überbildung, die in der damaligen Zeit der Gärung und des Überganges auch in der Tonkunst eingerissen war.

Die volkstümlichen Klänge, die Mozarts empfängliches Ohr vom alten schwäbischen Heimatboden aufnahm, schwingen in seiner Seele nach bis in die Tage, wo er seine „Zauberflöte“ schrieb. Die volksliedhaften Gesänge der Papagenoliedchen oder sein „Komm lieber Mai“, das im letzten Jahr seines Lebens entstand, sind beredte Zeugen für die schwäbische Seite seines Gemüts.

Weil demnach wir Schwaben diese Seite seiner Musik am besten verstehen, haben wir dem Meister gegenüber eine besondere Verpflichtung. Möge daher unser Schwabenland allezeit ein Hort der deutschen Mozartpflege sein.